



Kunst — Warum malen Künstler jetzt fast wie Kinder?

Über die Malerei hat man schon viel gesagt: dass sie tot ist. Dass sie ewig lebt. Dass sie von Instagram verdrängt wird. Dass wir nicht noch mehr Bilder brauchen in einer Welt, die an Bildern vollkommen übersättigt ist. Doch es gibt eine ganze Generation junger Maler, die dem kollektiven Bildgedächtnis noch mehr hinzufügt. Und unter ihnen gibt es einige, die dem Bild als solchem anders begegnen. Als Reaktion darauf, dass man beständig damit beschäftigt ist, zu dechiffrieren und die Botschaften der Bilder zu entschlüsseln.

Zu den Erfolgreichsten unter ihnen kann man derzeit wohl Andi Fischer und Conny Maier zählen. Fischer wurde zum Mechatroniker ausgebildet, bevor er in Berlin an der Universität der Künste studierte. Maier hat gar nicht erst Kunst, sondern Modedesign studiert. Beide malen, wenn man so will, sehr vereinfacht. Ungelenk, irgendwie unprofessionell, als wären die Bilder mit einer gewissen Beiläufigkeit in einem unkonzentrierten Moment entstanden. Sie machen das

2

Text
LAURA WURTH

nicht, weil sie es nicht besser könnten, weil sie unprofessionell arbeiten oder ihre Bilder tatsächlich beiläufig entstehen würden. Ganz im Gegenteil. Sie malen mit Absicht so, und ihr Erfolg, der sich in ihrer Sichtbarkeit in Ausstellungen in Galerien und Institutionen, aber auch durch kommerzielle Verkäufe (für Fischer gibt es mittlerweile Wartelisten) zeigt, erzählt etwas darüber, wie die Kunst den Bildern momentan begegnet.

Denn manchmal, wenn man ewig durch soziale Netzwerke gestreift ist und auf der Suche nach Zerstreuung, Informationen oder gar Erkenntnis Tausende Querverbindungen entdeckt hat, nach denen man auf jeden Fall jemanden kennt, der jemanden kennt, der mal mit Obama gegessen hat, raucht einem ob dieser völlig verknäulten Welt der Kopf. Die Welt war zwar schon immer so verknäult, aber erst durch die globale Vernetzung der sozialen Medien werden diese verwirrenden Strukturen so deutlich sichtbar.

Das Bedürfnis der Menschen nach Bildern ist immer größer geworden und befeuert sich quasi selbst: Je mehr Bilder wir sehen, desto mehr Bilder produzieren wir. Plattformen wie Instagram halten dazu an, den Algorithmus ständig mit neuem Material zu versorgen – nur so erlangt man Sichtbarkeit. Wer keine Bilder produziert, erscheint auch nicht im Feed. Und wenn man nicht gesehen wird, kann man sich dann eigentlich sicher sein, dass man wirklich noch existiert?

Bilder muss man lesen und dechiffrieren. Jedes Bild hat eine Botschaft, einen Auftrag. Je mehr Bilder also mit ihren Botschaften und Informationen in unser Leben kommen und uns bedrängen, desto stärker wächst zugleich die Sehnsucht danach, sich mit solchen zu umgeben, die – auf den ersten Blick zumindest – einfach sind und vordergründig erst mal nicht mehr erzählen als die Geschichten, die abgebildet sind. Bilder, die keinen doppelten Boden haben. Die neue Art zu malen, wie Maier oder Fischer das machen, kann man als Reaktion auf die Überfrachtung der anderen Bilderwelten mit Bedeutung verstehen: Man muss die Sachen nicht komplizierter machen, als sie es eh schon sind. Im Gegenteil: Man muss die Verknäulung für einen Moment auflösen, sich auf das Wesentliche konzentrieren. Würde man lediglich eine Realität abbilden wollen, könnte man auch bloß ein Foto machen. So wie alle, immer, ständig und überall. Deswegen verdienen die Motive der Malerei im Zeitalter der Reproduzierbarkeit mehr Aufmerksamkeit. Denn man greift nur das aus dem Strom der Bilder heraus und betrachtet es genau, was das Interesse wirklich weckt. Man konzentriert sich nur auf das, was man wirklich festhalten möchte.

Fischer und Maier malen dabei sehr unterschiedlich, auch wenn man sie gern in einem Atemzug nennt und sie auch oft gemeinsam ausgestellt werden. Conny Maier malt aufgeblähte Figuren mit runden, immer überraschten Mündern, die sich (mittlerweile) oft in der Natur befinden. Es ist eine beiläufige, lässige Ästhetik, die im ersten Moment aussieht, als ob sie sich keine Mühe gegeben hätte. Dabei drücken sie genau die Lässigkeit aus, die einem in der aufgeregten Welt oft fehlt. Die Figuren fläzen sich auf ihre eigene Art schelmisch über die Leinwände. In einer Serie hat sie sich dem Tennis gewidmet. Einer Sportart, die in ihrer Möglichkeit zur Überästhetisierung (Polohemden, Schweißbänder, kurze Röcke und Gin Tonics) neuerdings vor allem in der Mode wieder viel Aufmerksamkeit erhält. Meiers Spieler sehen in all ihrer Plumpheit aufgeregt aus, als könnten sie es kaum erwarten, sich endlich der Herausforderung zu stellen. Es sind körperliche Bilder, die sich mit ganz Einfachem, Banalem und Alltäglichem beschäftigen und auch genau so aussehen. Sie heischen nicht nach der Aufmerksamkeit des Betrachters, gerade deswegen schaut man sie so gern an.

Denn im „visuellen Zeitalter“, wie der Historiker Gerhard Paul das nennt, ist authentische Beiläufigkeit vermutlich die einzige Währung. Ein Bild, das so wirkt, als hätte es im ersten Moment keine Botschaft, die es zu dechiffrieren gilt. Andi Fischer malt im Gegensatz zu Maier auf den ersten, unbedarften Blick wie ein Kind. Das ist eine vermessene Aussage. Denn obwohl die Ästhetik seiner Bilder, der wackelige Kreidestrich, die ungelungenen Figuren so wirken, als wären sie von einer ungeübten Kinderhand hingestrichelt, würde natürlich doch kein Kind auf der Welt jemals solche Bilder malen. Es sind Szenen und Figuren, die symbolisch und mythologisch aufgeladen sind. Da schwingt nicht einfach nur ein sehr dünner Ritter sein Schwert

Die Welt ist verwirrend komplex und undurchschaubar vernetzt. Gigantische Bilderfluten bedrängen uns mit Botschaften und Informationen. Die Antwort der Malerei ist eine neue Klarheit, die das Wesentliche herausgreift.

vor einem zerknirscht dreinblickenden Löwen. Fischer übersetzt die Bilder von Rubens oder Dürer in eine Bildsprache, die viel ansprechender ist, als es die ausgefeilten Werke der alten Meister sein könnten. Es ist eine Bildsprache, die hier auf der Leinwand ihren Ausdruck findet, die sich auch in Bad Tattoos auf den Oberschenkeln junger Studierender und in einer Sehnsucht nach der Rückkehr zum einfachen Leben zeigt, von dem man sich vorstellt, dass man die Welt damals noch besser verstanden hätte.

Meier und Fischer sind sehr erfolgreich. Beide werden viel ausgestellt und auch sehr viel gekauft, von traditionellen Sammlern, aber immer mehr auch von jungen Menschen, die sich eher nicht als Sammler bezeichnen würden. In vielen Wohnungen hängen nun also die sympathisch ungelungenen Figuren der beiden und erzählen den Besitzern auch etwas über sich selbst und ihr Lebensgefühl, das sich irgendwo zwischen anstrengender Dauervernetzung und Rückbesinnungssehnsucht einpendelt.

Nicht nur Meier und Fischer malen das Leben in Anbetracht einer sich vermeintlich immer schneller drehenden Welt vereinfacht. Auch junge Malerinnen wie Grace Weaver aus den Vereinigten Staaten, Okka-Esther Hungerbühler (ebenfalls aus Berlin) oder das Instagram-Phänomen Oli Epp aus London malen auf eine extrem reduzierte, direkte Weise.



2

BILD:
1
Wie von Kinderhand hingestrichelt: Andi Fischer – „Ende naht Reiher“
2
Beiläufige, lässige Ästhetik: Conny Maier – „T2S 1 & T2S 2“

Doch vielleicht ist es auch so: Hat man sich die letzten Jahrzehnte beständig bemüht, die Dinge in der Welt zu ordnen und für jedes Phänomen eine passende Kategorie zu finden, so ist es jetzt an der Zeit, die zum Bersten gefüllten Schubladen wieder aufzumachen. Die Grenzen, nicht nur zwischen Ländern, Kunstformen, Geschlechtern und Identitäten, verwischen, auch Arbeit und Leben fließen immer mehr ineinander. Die Malerei begegnet diesem Trubel nicht mit dem Versuch, ihn abzubilden, sondern indem sie die wenigen Dinge, die vielleicht wirklich wichtig sind, herausgreift und mit einem sonst eher seltenen Mut zur Eindeutigkeit und Klarheit darstellt. ♦

BILDER: 1 ANDI FISCHER, AFI/28, ENDE NAHT REIHER, 2020, ÖLSTIFT AUF LEINWAND, KÜNSTLERRAHMEN, 203 X 283 CM. COPYRIGHT THE ARTIST, SIES + HÖKE, DÜSSELDORF. FOTO: ACHIM KUKULIES
2 CONNY MAIER, T2S 1 & T2S 2, 2018, DIPTYCHON, 190 X 130 CM, ÖL AUF LEINWAND, COURTESY RUTTKOWSKI GGG